

Winfried R. Garscha  
 Claudia Kuretsidis-Haider  
 Heinz Arnberger

## Die jüdische Kommunistin Ester Tencer: Eine biographische Skizze

### Kriegsflüchtlinge

Als im Sommer 1914 russische Truppen Teile des österreichischen Kronlandes Galizien eroberten, setzte eine gewaltige Fluchtbewegung ein. Angesichts der Pogrome im Zarenreich, über die unter der jüdischen Bevölkerung der Habsburgermonarchie entsetzliche Details kursierten, mussten die galizischen Juden und Jüdinnen für den Fall, dass ganz Galizien von den gegnerischen Truppen erobert werden sollte, das Schlimmste befürchten. Mehr als 350.000 Menschen flohen, davon über 200.000 nach Wien.<sup>1</sup> Die meisten von ihnen fanden Zuflucht in der Leopoldstadt und in der Brigittenau. Der Zustrom der Flüchtlinge aus Galizien führte 1914/15 zu einem rapiden Anwachsen der jüdischen Bevölkerung Wiens.

Die Leopoldstadt (der zweite Wiener Gemeindebezirk) war seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts von Zuwanderern und Zuwanderinnen geprägt, sodass 1914 mehr als ein Drittel<sup>2</sup> der Bevölkerung dieses Bezirks jüdisch war; die Mehrheit von ihnen stammte aus Galizien.<sup>3</sup>

- 
- 1 Albert Lichtblau (Hrsg.), Als hätten wir dazugehört. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie, Wien–Köln–Weimar 1999, S. 119 f.
  - 2 Marsha L. Rozenblit, Die Juden Wiens 1867–1914. Assimilation und Identität, Wien–Köln–Graz 1989 (= Forschungen zur Geschichte des Donauraumes, Bd. 11), S. 87.
  - 3 Der einzige verlässliche Indikator, um die Herkunft der jüdischen Bevölkerung zu errechnen, sind die Angaben über das Geburtsland der Väter der in Wien geborenen jüdischen Kinder. Zwischen 1890 und 1910 verdoppelte sich der

Unter diesen Flüchtlingen befand sich die Familie Kornmehl<sup>4</sup> aus der Ortschaft Ryglice bei Tarnów, von der jüdischen Bevölkerung Riglitz genannt. Obwohl die knapp vierhundert Riglitzer Jüdinnen und Juden nur rund 14 % der Bevölkerung ausmachten, hatten sie bis 1914 das Bild der kleinen Stadt geprägt: Der Großteil der Geschäfte und Handwerksbetriebe im Stadtzentrum (14 von 17 Läden am Hauptplatz) war jüdisch, außerdem boten zahlreiche jüdische Hausierer ihre Waren und Dienste an.<sup>5</sup> Der rasche Vormarsch der russischen Truppen führte auch hier zur Panik – im November rückten sie in Ryglice ein und blieben bis Mai 1915, als in den Bergen südöstlich von Tarnów die Schlacht von Gorlice tobte.

Im Sommer 1914 hatten sich mehr als hundert<sup>6</sup> Riglitzer Jüdinnen und Juden den Flüchtlingstrecks angeschlossen. Zu Ester Tencers frühesten

---

diesbezügliche Anteil des Kronlands Galizien auf 34,7 Prozent (Rozenblit, S. 29). Mit der im Spätsommer 1914 einsetzenden Flüchtlingsswelle erhöhte sich der aus Galizien stammende Anteil der Wiener Jüdinnen und Juden weiter.

- 4 Wie weiter unten erläutert, trug Ester Tencer bis 1938 den Familiennamen Kornmehl. Die biographischen Angaben stützen sich, wenn nicht anders angegeben, auf die beiden Gespräche mit Ester Tencer im Rahmen des DÖW-Projekts „Erzählte Geschichte“: 1984 gab sie Hans Schafranek ein ausführliches Interview (DÖW-Sammlung „Erzählte Geschichte“ Nr. 232/1), 1987 beantwortete sie Fragen der Projektmitarbeiterin Nancy Ann Coyne (DÖW-Sammlung „Erzählte Geschichte“ Nr. 232/2).
- 5 Siehe Adam Szczęch, The history of Jews in the Ryglice municipality, im Internet publiziert auf der Web-Site <http://aztekium.pl/ryglice/>, sowie die vom Muzeum Historii Żydów Polskich gestaltete Web-Site „Wirtualny Sztetl“, die sowohl eine Kurzgeschichte der jüdischen Gemeinde in englischer Sprache (<http://www.sztetl.org.pl/en/article/ryglice/5,history/>) als auch Angaben zur Demographie (<http://www.sztetl.org.pl/pl/article/ryglice/6,demografia/>) enthält (Download: 31. 8. 2011).
- 6 Aus den demographischen Studien eines polnisch-nationalen Publizisten aus dem Jahre 1930 geht hervor, dass die jüdische Bevölkerung Ryglices zwischen 1900 und 1921 von 385 auf 282 Personen zurückging, was – angesichts der Tatsache, dass im Durchschnitt rund die Hälfte der aus Galizien Geflüchteten wieder zurückkehrte – die Vermutung nahelegt, dass im Sommer/Herbst 1914 wesentlich mehr als hundert Riglitzer Jüdinnen und Juden geflüchtet waren. Siehe: Bohdan Wasiutyński, Ludność żydowska w Polsce w wiekach XIX i XX. Studium statystyczne [Die jüdische Bevölkerung in Polen im 19. und 20. Jahrhundert. Eine statistische Studie], Warszawa 1930, S. 116.

Kindheitserinnerungen gehört ein Floß, mit dem die Flüchtlinge einen Fluss im Karpatenvorland überquerten.

Die Familie Kornmehl erreichte Wien und blieb – wie 20.000 bis 30.000 weitere jüdische Flüchtlinge aus Galizien<sup>7</sup> – auch nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in Wien, wo sie in der Ausstellungsstraße in Wien-Leopoldstadt eine Wohnung mieten konnte. Ester, das zweitälteste der sechs Kinder, war zum Zeitpunkt der Flucht fünfeinhalb Jahre alt gewesen. In Wien ging sie zunächst nicht zur Schule. Die Gründe, warum sie erst mit neun Jahren eingeschult wurde, hat sie in keinem der Interviews angegeben. Ester Tencer hob aber in späteren Interviews hervor, dass sowohl sie selbst als auch ihre jüngeren Schwestern in Wien zur Schule gingen – und dass die Eltern darauf bestanden, dass sie alle die öffentliche Schule besuchten, auch Nathan, der Älteste, der als einziger Sohn der Familie dem Vater im Amt des Rabbiners nachfolgen sollte.

## Eine behütete Kindheit in Wien-Leopoldstadt

Zu Hause wurde nicht Jiddisch, sondern Deutsch gesprochen. Die fünf Mädchen hatten auch unter nichtjüdischen Mitschülerinnen zahlreiche Freundinnen.

Über ihre familiäre Situation in den 1920er Jahren, die sich erst durch den frühen Tod des Vaters 1927 dramatisch veränderte, berichtete Ester Tencer im Interview mit Hans Schafranek<sup>8</sup>:

„Wir waren eigentlich zu Hause ziemlich abgeschlossen. Wir hatten vor unserem Haus zwei Vorgärten – es war ein Doppelhaus –, und da haben wir Kinder gespielt, und wir waren eigentlich sehr lang Kinder. Bei uns ist auch nie über Politik gesprochen worden, ich habe also das '27er und das '34er Jahr<sup>9</sup> nicht ganz mitbekommen. Wir bekamen von

---

7 Beatrix Hoffmann-Holter, „Abreisendmachung“. Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914 bis 1923, Wien–Köln–Weimar 1995, S. 145.

8 Die in diesem Aufsatz zitierten Stellen des Interviews wurden auch auf der Web-Site des DÖW publiziert ([www.doew.at/service/archiv/eg/tencer1.html](http://www.doew.at/service/archiv/eg/tencer1.html)).

9 Gemeint sind die durch ein Gemetzel der Polizei aufgelöste Massendemonstration des 15. Juli 1927, in deren Verlauf der Justizpalast angezündet wurde, und die Kämpfe zwischen Republikanischem Schutzbund und Regierungstruppen

den Eltern eine – sagen wir – soziale Basis, auf die meine Schwester und ich dann später aufbauen konnten, als wir zur Studentenbewegung gekommen sind und mit der politischen Arbeit begonnen haben. Bei unseren Freunden, mit denen wir im Garten oder in der Schule zusammen waren, gab es weder eine religiöse noch eine soziale Trennung, absolut nicht. Wir haben gemeinsam, Jungen und Mädchen, Fußball und weiß Gott was gespielt. Ich weiß nicht einmal, ob sie Juden oder Christen waren. [...] Wir haben auch keinen Antisemitismus wahrgenommen, zumindest wir Mädchen nicht. [...] Erst viel später, als mein Vater gestorben war und mein Bruder dann den Posten vom Vater übernommen hat. Er war noch nicht einmal achtzehn Jahre alt. Damals ist dieser Antisemitismus schon hervorgetreten. Wohl auch, weil er ein bisschen anders angezogen war, eben so, wie Rabbiner gehen. Wohl nicht mit Langkaftan, aber immerhin doch in Schwarz und mit Hut. Wir persönlich als Mädchen haben das nicht gespürt, aber bei meinem Bruder haben wir das schon bemerkt.

Bei der jüngsten Schwester, die im Gymnasium war, hat es dann Bemerkungen gegeben, mit denen man sie ein bisschen drücken wollte, obwohl sie wirklich eine ausgezeichnete Schülerin war. Da gab es eben Lehrer, die ziemlich antisemitisch waren. Und da weiß ich, dass meine Mutter einmal hingegangen ist und einen rechten Wirbel gemacht hat. Aber das war 1937, da war der Antisemitismus schon ziemlich weit verbreitet.“

## Beginn des politischen Engagements

Politisch aktiv wurde Ester Kornmehl erst nach der Ausschaltung der demokratischen Einrichtungen in Österreich – im Widerstand gegen die Diktatur des „Ständestaats“. Ausschlaggebend war einerseits der Kontakt ihrer jüngsten Schwester Saly zu einem kommunistischen Studenten, andererseits ein Erlebnis, das sie später mehrfach schilderte: Ihr Bruch mit der jüdischen Religion, der sie – gerade als Tochter eines Rabbiners – ihr Leben lang beschäftigte. Der unmittelbare Anlass hierfür war eine Szene, in welcher der für sie unerträgliche Widerspruch zwischen der Armut im

---

(Bundesheer, Polizei und faschistische Heimwehren) zwischen dem 12. und 15. Februar 1934.

Wien des „Ständestaats“ und der Ignoranz „ihrer“ Religionsgemeinschaft gegenüber diesen Problemen zum Ausdruck kam, da sie erlebte, wie der Einhaltung religiöser Gesetze größere Bedeutung zugemessen wurde als so „weltlichen“ Dingen wie dem Kampf gegen die Armut:

Auch nach dem Tod des Vaters wurde der Sabbat genau eingehalten. Die Mutter bestand darauf, dass die Kinder dabei waren, wenn sie am Freitagabend, kurz vor Sonnenuntergang, die beiden Kerzen anzündete. Das war für Ester nicht einfach, da sie die Handelsschule Weiss am Getreidemarkt besuchte, wo der Unterricht bis drei, vier Uhr Nachmittag dauerte. Im Winter, wenn die Sonne schon am späten Nachmittag untergeht, musste sie daher durch den Ersten Bezirk laufen, um rechtzeitig in der Ausstellungsstraße zu sein. An einem solchen Freitag sah sie zwei bettelnde Kinder barfuß im Schnee. Während sie noch nach etwas Geld kramte, waren die beiden Kinder plötzlich verschwunden. Da sie (vergeblich) nach ihnen suchte, verspätete sie sich und sah schon von weitem, wie ihre Mutter vom Fenster aus mit vorwurfsvollem Blick nach ihr Ausschau hielt. In einem Gespräch mit jungen Gewerkschaftsmitgliedern schilderte sie 1989 die Szene so: „Und wie ich hereingekommen bin, hat sie gesagt: ‚Jetzt kommst du! So spät kommst du! Es ist doch schon Sabbat, nicht?‘“<sup>10</sup> Im Gespräch mit Hans Schafranek berichtete sie: „Da habe ich so eine Wut gehabt und habe meine Schultasche hingehaut und gesagt: ‚Es gibt doch überhaupt keinen Gott. Ich glaube nicht an Gott. Was ist das für ein Gott, der so kleine Kinder bettelnd, bloßfüßig im Winter herumlaufen lässt?‘“<sup>11</sup>

Nach Abschluss der Handelsschule Weiss fand Ester Kornmehl einen Posten als Buchhalterin und Sekretärin. Nach einer vorübergehenden Anstellung in einem Konfektionsgeschäft arbeitete sie bei Apfel & Co., einem Textil- und Konfektionsgeschäft in der Sternegasse im Ersten Bezirk.

Nach dem Erlebnis mit den bettelnden Kindern suchte Ester Verbindung zu einer der in der Illegalität tätigen Organisationen, um Verbündete

---

10 Zukunft ohne Angst – Hoffnungen des Widerstands. Widerstandskämpfer im Gespräch. Videodokumentation von Liesl Frankl im Auftrag des Verbands Österreichischer Schulungs- und Bildungshäuser, Wien 1989, Teil 2: „...und es darf nicht mehr so kommen...“, S. 5. – Im Mittelpunkt des zweiten Films der vierteiligen Dokumentation standen die Wiener Kommunistin Ester Tencer und der Linzer Sozialdemokrat Roman Straßmair.

11 Siehe [www.doew.at/service/archiv/eg/tencer1.html](http://www.doew.at/service/archiv/eg/tencer1.html).

für den Kampf um eine gerechtere Gesellschaftsordnung zu finden. Ihre Schwester Saly, die damals in die Maturaklasse ging, vermittelte ihr Kontakte zum Kommunistischen Jugendverband. Schließlich schlossen sich die Kornmehl-Schwestern der illegalen kommunistischen Bewegung an, worüber sowohl der Bruder als auch die Mutter informiert waren. Die Widerstandsgruppe traf sich eher sporadisch, manchmal fanden geheime Schulungsveranstaltungen im Wienerwald statt.

Anlaufstelle zur Verbreitung der illegalen Zeitungen und Flugblätter, die aus der Tschechoslowakei nach Österreich geschmuggelt wurden, war eine Schneiderei. Mit den Zeitungen gingen die Mitglieder der Gruppe dann „stecken“, d. h. sie verteilten sie in Zinshäusern und Gemeindebauten, indem sie dort schnell von oben nach unten liefen und dabei das jeweilige Propagandamaterial an die Türen steckten.

Angesichts ihrer späteren Beteiligung an der „Mädelarbeit“ unter deutschen Besatzungssoldaten in Belgien erschien es Ester Tencer wichtig, in Interviews darauf hinzuweisen, dass sie – nach einer „behüteten Kindheit“ in einer frommen jüdischen Familie – mitunter erst lernen musste, sich bei ihren politischen Aktivitäten in Milieus zu bewegen, deren Existenz sie nur vom Hörensagen kannte:

„Wir waren in gewisser Beziehung wirklich dumm aufgezogen worden. Ich hätte einen Jungen treffen sollen, hatte natürlich Material bei mir. Treffpunkt war eine Straße im 2. Bezirk, und ich gehe so auf und ab, ich habe sehr jung ausgesehen, ich habe Zöpfe gehabt. Und auf einmal kommt einer zu mir und sagt: ‚Schau, dass du wekommst, du hast da nichts zu suchen.‘ Und ich habe mir gedacht: ‚Was geht das den an?‘ Ich war so kindisch, so blöd, ich habe gesagt: ‚Ich warte hier auf jemanden.‘ ‚Aber, schau, dass du wekommst, sonst wirst du gleich eine erwischen!‘ Na, war das eine Straße von Huren, also von diesen Mädchen, die da auf die Straße gehen, und die haben geglaubt, dass ich mich da herstelle, um auch Kunden zu kriegen, und jetzt bin ich natürlich davongelaufen und habe mich auf die andere Seite gestellt und gewartet, bis der Junge gekommen ist, dann habe ich ihn gerufen und ihm das Material gegeben.“<sup>12</sup>

---

12 Ebenda.

Esters Haupttätigkeitsgebiet wurde schließlich die illegale „Rote Hilfe“, für die sie Beiträge kassierte und verteilte, um die Angehörigen von Verhafteten zu unterstützen.

## Ester Kornmehl wird zu Ester Tencer

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme und dem Einmarsch der deutschen Truppen im März 1938 gab es für die Familie Kornmehl keinen Zweifel, was auf die österreichischen Juden und Jüdinnen zukam. Der Sohn verließ Österreich schon im März – er überlebte in den USA, die er über Italien und Belgien erreicht hatte, und war bis ins hohe Alter als Rabbiner tätig. Die Familie hatte darauf gedrängt, dass er sich sofort nach seiner Heirat 1937 einen Pass ausstellen ließ, um für den Fall eines deutschen Einmarsches in Österreich schnell das Land verlassen zu können.

Die Firma in der Sterngasse, bei der Ester Kornmehl gearbeitet hatte, wurde im April 1938 „arisiert“, die jüdischen Angestellten von einem Tag auf den anderen ohne Abfertigung entlassen. Ester ging zu Gericht, klagte – und gewann den Prozess. Die neuen Besitzer mussten die ihr gesetzlich zustehende Abfertigung bezahlen.

Da die Mutter Verwandte in Belgien hatte, versuchte sie mit den drei jüngeren Töchtern, Hella, Saly und Chaja, dorthin auszureisen, was im Juli 1938 gelang. Nur die älteste und die zweitälteste Tochter, Ester und Hanna, blieben noch in Wien, um die Wohnungen aufzulösen.

Hella heiratete in den Niederlanden. Nach dem deutschen Angriff auf Frankreich und die Benelux-Staaten im Mai 1940 konnte sie sich in die Schweiz in Sicherheit bringen und überlebte dort.

Der Name „Tencer“, den Ester Kornmehl und ihre Schwestern ab 1938 trugen, war Resultat eines bürokratischen Vorgangs im Zusammenhang mit der Beschaffung der für die Ausreise erforderlichen Personaldokumente. Als die Familie 1914 Hals über Kopf aus Galizien geflohen war, besaßen die Kinder keine Papiere. Die nachträgliche Beschaffung von Personaldokumenten nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wäre mit großem Aufwand verbunden gewesen, da der Ort Ryglice inzwischen Teil der Republik Polen war. Zudem hatte sich der Vater geweigert, für Österreich oder für Polen zu „optieren“, wodurch die Familie als staatenlos galt. Nach dem Tod des Vaters 1927 hatte die Mutter, wie Ester Tencer später betonte, als Alleinerzieherin von sechs Kindern andere Sorgen, als sich um Geburtsurkunden und Staatsbürgerschaftsnachweise zu kümmern.

Als die Mutter im Frühjahr 1938 die Ausreise nach Belgien vorbereitete und die hierfür gültigen Papiere benötigte, wurde sie selbst unter ihrem Mädchennamen Schapira (Sifra) Ginzburg registriert. Für die Töchter schickte eine Tante aus Polen die erforderlichen Personaldokumente. Diese lauteten allerdings auf den Familiennamen dieser Tante – Tencer.

Ester Tencer blieb noch in Österreich. Sie hatte nach dem Hinauswurf aus der „arisierten“ Firma Arbeit bei einem jüdischen Rechtsanwalt in der Franzensbrückenstraße im Zweiten Bezirk gefunden.<sup>13</sup> Am 9. November 1938 kamen zwei Männer in Zivil und holten den Rechtsanwalt ab. Als er, nach mehreren Stunden, um 6 Uhr abends zurückkam, erkannten ihn Ester Tencer und der zweite Angestellte der Kanzlei zunächst nicht, weil sein Kopf von den schrecklichen Misshandlungen stark geschwollen und das Gesicht nur mehr eine klebrige Masse war. Die beiden Angestellten wollten ihn fragen, was passiert war, doch der Anwalt rannte in sein Zimmer und weigerte sich, über das Vorgefallene zu sprechen.

Der Anblick ihres misshandelten Chefs versetzte Ester Tencer in einen derartigen Schockzustand, dass sie krank wurde. Zwei Monate lag sie im Bett, ihre Schwester Hanna kümmerte sich um sie. Im Jänner 1939 konnten endlich beide nach Belgien aufbrechen.

## Ankunft in Belgien

Die Familie übersiedelte nach Antwerpen, wo eine große jüdische Gemeinde existierte. Der Bruder schickte aus den USA Geld, sodass die Tencers eine Wohnung mieten konnten. Arbeitsaufnahme war den Flüchtlingen verwehrt, aber über ein jüdisches Flüchtlingskomitee fand Ester Beschäftigung in einem Kindergarten. In Antwerpen besuchte sie einen Jiddisch-Kurs und lernte so „richtig schreiben und lesen“. Zwar nahm sie auch Kontakt zu kommunistischen ExilantInnen aus Österreich auf, vorerst versuchte sie jedoch, innerhalb der belgischen KP Fuß zu fassen.

Der deutsche Überfall auf Belgien am 10. Mai 1940 machte alle Pläne, sich in Belgien eine neue Existenz aufzubauen, zunichte. Die Familie floh zunächst mit Tausenden anderen nach Süden, doch schon in der ersten Stadt nach der Überquerung der französischen Grenze, in Lille, war die

---

13 Eine zusammenfassende Darstellung dieser Monate ist abgedruckt in: Zukunft ohne Angst, S. 6.

Flucht zu Ende: Die Flüchtlinge mussten sich vor den deutschen Bombenangriffen in einem der leer stehenden Häuser in Sicherheit bringen und wurden dort von Soldaten der Deutschen Wehrmacht aufgegriffen und mit Lastwagen zurück nach Antwerpen gebracht.

Zu den ersten Maßnahmen der deutschen Besatzungsbehörden in Antwerpen gehörte die Anlegung eines „Judenregisters“. Ester Tencers Registrierungsblatt wurde am 16. Dezember 1940 angelegt und ihr Vorname als „Ester“ angegeben – unter diesem Namen scheint sie auch in belgischen Nachkriegsverzeichnissen auf.<sup>14</sup>

Nur wenige Wochen nach der Registrierung wurde Ester Tencer, wie viele andere jüdische Flüchtlinge, vorübergehend von Antwerpen aufs Land verschickt – eine Maßnahme der deutschen Polizeibehörden zur Vorbeugung gegen britische Spionagetätigkeit. 40 Prozent der Verschickten waren polnischer Herkunft, 20 Prozent aus Deutschland nach Belgien geflüchtet.<sup>15</sup> Die Flüchtlinge wurden auf die Dörfer der Provinz Limburg aufgeteilt. Ester Tencer befand sich dort von 18. Jänner bis 26. Juli 1941. Im Interview mit Nancy Ann Coyne berichtete sie, dass die Kontakte zu den dortigen Bauern auch nach der Rückkehr nach Antwerpen nicht abrisen, was für die Versorgung mit Lebensmitteln in Kriegszeiten Vorteile brachte.

Sobald Ester wieder in Antwerpen war, besorgte sie sich ein eigenes Zimmer, um nicht durch ihre Tätigkeit für die belgische Résistance die Familie zu gefährden. Das Zimmer diente zunächst nur dazu, illegale Zeitungen und Flugblätter zu vervielfältigen. Zu dieser Zeit schlief sie noch zu Hause bei ihrer Mutter und ihren Schwestern. Der Tätigkeitsbereich, in dem Ester Tencer von der kommunistischen Parteileitung eingesetzt wurde, war die so genannte „Mädalarbeit“.

## „Mädalarbeit“ in Belgien und Frankreich

Die „Mädalarbeit“, auch Soldatenarbeit genannt, war eine besondere Aktivität deutscher und österreichischer Kommunistinnen in Frankreich und Belgien; sie ist historiografisch nur rudimentär aufgearbeitet. Eine tiefer

---

14 Für die nachfolgenden Informationen danken wir Laurence Schram, Archivarin am Musée Juif de la Déportation et de la Résistance in Mechelen/Malines.

15 Details zu dieser Polizeimaßnahme: Laurence Schram, Les archives juives de la Provinciebestuur Antwerpen. Présentation et inventaire, in: Bijdragen tot de eigentijdse Herinnering, Nr. 3/2001, Brüssel 2001, S. 135–152.

gehende wissenschaftliche Analyse aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive existiert ebenso wenig wie eine gründliche allgemeinhistorische Einordnung aus der Sicht der Widerstandsforschung.<sup>16</sup> In der Regel waren und sind es die Aktivistinnen selbst, die über ihre Tätigkeit berichte(te)n, wie z. B. Irma Schwager<sup>17</sup>, Tilly Spiegel<sup>18</sup>, Gundl Herrnstadt-Steinmetz<sup>19</sup>, Herta Ligeti<sup>20</sup> oder Ester Tencer. Auch männliche Parteimitglieder, wie der ebenfalls in Belgien im Rahmen der Soldatenarbeit tätig gewesene österreichische Kommunist Jakob Zanger, der Franzose Gaston Laroche (alias Colonel F.T.P.F.<sup>21</sup> Boris Matline) oder der Deutsche Gerhard Leo<sup>22</sup> würdigten in ihren Erinnerungen die „Mädelarbeit“.

- 
- 16 Vgl. dazu am ausführlichsten: Petra Monika Domesle, *Österreicherinnen in Exil und Widerstand in Frankreich: Beitrag zum Widerstand und Problematik der Rückkehr. Status in Wissenschaft und Gesellschaft*, Dipl., Wien 2006, S. 153–155. Angesprochen wird die Mädelarbeit von Brigitte Bailer-Galanda, *Zur Rolle der Frauen im Widerstand oder: die im Dunkeln sieht man nicht*, in: *DÖW-Jahrbuch 1990*, hrsg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien 1990, S. 13–22, 18. Elisabeth Klamper hielt im Rahmen der Vortragsreihe „Flintenweiber und Emanzen? Frauen im auch bewaffneten Kampf gegen Faschismus und Nationalsozialismus in Europa“ im Dezember 2009 einen Vortrag über „Frauenwiderstand im Exil – Mädelarbeit, *Travail Allemande* bzw. in alliierten Armeen“.
- 17 Irma Schwager, „Mädelarbeit“ in Frankreich: Im Kampf um Österreichs Freiheit, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, Nr. 1/1995, auf: [www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Schwager\\_1\\_95.html](http://www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Schwager_1_95.html).
- 18 Tilly Spiegel, *Österreicher in der belgischen und französischen Résistance*, Wien–Frankfurt–Zürich 1969, S. 39.
- 19 Gundl Herrnstadt-Steinmetz, Hanns Mayer (Jean Améry), in: Friedrich Stadler, *Vertriebene Vernunft: Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940*, Teilband 2, Münster–Hamburg–Berlin–Wien–London 2004, S. 546–556, hier 552.
- 20 Herta Ligeti, *Die Sterne verlöschen nicht*, Bukarest 1959, S. 440.
- 21 FTPF = *Francs tireurs et partisans français* bezeichnet die bewaffnete Widerstandsbewegung, die von der Leitung der Französischen Kommunistischen Partei Ende 1941 ins Leben gerufen wurde.
- 22 Statement von Jakob Zanger auf dem Symposium der Alfred Klahr Gesellschaft „50 Jahre Zweite Republik“, 8. Mai 1995 ([www.klahrgesellschaft.at/Referate/Zanger\\_1995.html](http://www.klahrgesellschaft.at/Referate/Zanger_1995.html)), Gerhard Leo, *Deutsche im französischen Widerstand – ein Weg nach Europa* ([http://drafd.org/?DrafdInfo199908\\_Deutsche](http://drafd.org/?DrafdInfo199908_Deutsche)).

Die „Mädelarbeit“ war eine von Frauen durchgeführte Aufklärungstätigkeit, die innerhalb der T.A. (*travail anti-allemand*)<sup>23</sup> von kommunistischen österreichischen Widerstandskämpferinnen im besetzten Belgien und Frankreich durchgeführt wurde.<sup>24</sup> Sie stellte einen der seltenen Fälle einer spezifisch weiblichen Form des Widerstandes dar.<sup>25</sup>

Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Belgien am 10. Mai 1940 setzte eine von den belgischen Behörden durchgeführte Verhaftungswelle bei den österreichischen und deutschen EmigrantInnen ein. „Anti-deutsche Arbeit“ in Form aufklärender und werbender Propagandatätigkeit wurde von aus Konspirations- und praktischen Arbeitsgründen getrennt voneinander organisierten Gruppen betrieben<sup>26</sup>: die „Mädel-Gruppe“, die „Künstler- und Agitationsgruppen“ und die „Eingebauten“<sup>27</sup>.

Männliche „Streugruppen“ stellten u. a. Flugblätter her, machten Redaktionsarbeiten und waren mit der Herstellung und Verteilung des Materials beschäftigt. Die so genannten Mädelgruppen hatten die Aufgabe, Bekanntschaft mit Soldaten zu schließen und mündlich ihre Überzeugungen weiterzugeben. Die Mädchen und jungen Frauen sprachen über die Sinnlosigkeit des Krieges und dessen verbrecherischen Charakter, und, sofern es Österreicher waren, diskutierten sie mit ihnen über die Eigenstaatlichkeit Österreichs. Kleine Gruppen von zwei oder drei jungen Frauen gingen gemeinsam in Lokale, in denen Soldaten verkehrten, und versuchten, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Frauen wie Herta Stuberg-Wisinger, Ester Tencer oder Irma Schwager, die sich im Rahmen der exilösterreichischen *Front de libération nationale* in Frankreich aktiv an der „Mädelarbeit“ beteiligten, war es wichtig zu betonen, dass dieses „Aufreißen“, also die Kontaktaufnahme mit den Soldaten, nicht dazu diente, ein Liebesverhältnis mit ihnen einzugehen:

---

23 Die französische *Résistance* gründete 1941 eine Organisation, in der sie die deutschen, österreichischen und deutschsprachig tschechischen AntifaschistInnen zusammenfasste, die T.A. (*travail anti-allemand*), deren Ziel die Zersetzungsrarbeit innerhalb der deutschen Armee war.

24 Domesle, *Österreicherinnen in Exil und Widerstand*, S. 153.

25 Bailer-Galanda, *Frauen im Widerstand*, S. 18.

26 Spiegel, *Österreicher in der belgischen und französischen Résistance*, S. 39.

27 Angehörige des österreichischen kommunistischen Widerstandes ließen sich unter französischem Namen in Dienststellen der Okkupationsbehörden „einbauen“.

„Möglichkeiten gab es viele. In der Metro, beim Einkaufen in Warenhäusern, in den Banlieues (den Vororten von Paris), wo die Kasernen waren, haben wir uns in die Gespräche eingemischt, oder beim Einkauf den Soldaten ‚geholfen‘. Die scheelen Blicke und manchmal in der Metro auch die Stupser von Franzosen, die uns für Soldatenliebchen hielten, waren unangenehm, aber gleichzeitig ein bewußtes Widerstandszeichen gegen die Besatzungsmacht, was uns gefreut hat. Wir gingen immer zu zweit. Um Annäherungsversuchen auszuweichen, haben wir die Bedingungen so gewählt, daß nichts passieren konnte. Das heißt, wir gingen nicht ins Kino, nicht im Finstern, sondern bei Tag im Park spazieren. Im Kaffeehaus oder Bistro ließen wir uns nichts bezahlen. Vor allem mußte mit Geschick verhindert werden, daß man nach Hause begleitet wurde. Das war oft nicht leicht. Am Beginn unserer Bekanntschaft waren die Soldaten höchst erfreut, junge Französisinnen kennen zu lernen, die sogar noch deutsch sprachen. Sie wollten natürlich nicht nur mit uns plaudern. Aber bald, als sie uns näher kennen lernten, haben sie bemerkt, daß wir keine gewöhnlichen Soldatenliebchen sind.

Das freundschaftliche Gespräch trug oft dazu bei, eine gute Atmosphäre zu schaffen, und viele waren dann froh, endlich mit jemandem offen sprechen zu können. Über ihre Sorgen zu Hause, über den Drill und die Ungerechtigkeiten in der Kaserne und später immer mehr über ihre Ängste, an die Ostfront geschickt zu werden.“<sup>28</sup>

Konnte eine Gesprächsbasis auf privater Ebene hergestellt werden und war der Soldat für die antifaschistische Agitation empfänglich, dann wurden diese in weiteren Treffen mit illegalem Schrifttum versorgt:

„Haben wir bemerkt, daß es Menschen sind, mit denen man reden konnte, dann haben wir sie allein wieder getroffen, ihnen zuerst ein Flugblatt gegeben und dann versucht, ihnen auch welche für die Kaserne mitzugeben. Waren es fanatische Nazis, dann haben wir ihnen ausgemalt, was alles passieren wird, wenn der Krieg verloren ist und haben sie nie wieder getroffen. Die Gefahr dieser Tätigkeit war groß. Die Deutschen haben geglaubt, daß wir eine sehr große Organisation sein müssen, weil die Flugblätter an den verschiedensten Stellen auf-

28 Schwager, „Mädelerarbeit“, [www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Schwager\\_1\\_95.html](http://www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Schwager_1_95.html).

getaucht sind. Nicht nur wir Frauen, sondern auch die männlichen Österreicher haben die Flugblätter verbreitet, sie über die Kasernenmauern geworfen, auf Parkbänke gelegt, in Kinos liegengelassen und auf Alleebäume geheftet.“<sup>29</sup>

Die „Mädelarbeit“ barg für die Frauen ein großes Risiko, wie der Widerstandskämpfer Jakob Zanger bestätigte:

„Ich möchte nur anfügen, daß unsere Mädel, die weiblichen Genossinnen, ohne Zweifel die gefährlichste aller Tätigkeiten in der Emigration in Belgien leisteten, weil sie tagtäglich der Gefahr ausgesetzt waren, daß zu dem Rendezvous anstatt des vereinbarten Soldaten die Gestapo oder mit ihm die Gestapo kam und so die Genossinnen verhaftet wurden.“<sup>30</sup>

Viele von den Widerstandskämpferinnen wurden in Konzentrationslager deportiert oder kamen in nationalsozialistischen Haftanstalten um.

## Ester Tencers Rolle in der „Mädelarbeit“

Über ihre eigene Rolle in der „Mädelarbeit“ hat Ester Tencer in dem bereits mehrfach angeführten Interview mit Hans Schafranek berichtet, aus dem im Folgenden zitiert wird:

„Bevor wir diese Soldatenarbeit begonnen haben, hatten wir eine Besprechung mit den Genossen, dass wir diese Arbeit machen. Die Vorsichtsmaßnahmen waren natürlich sehr schwer genau festzulegen. Wir haben nur abgesprochen, dass man, wenn man ‚aufreißen‘ geht, so hat man das genannt, kein Material bei sich haben soll. Sondern erst, wenn man dem Soldaten irgendwie das Vertrauen gibt, vereinbart man mit ihm einen zweiten Treff. Dann kann man ihm Flugblätter oder Zeitungen bringen. Wir haben uns natürlich an diese Vorsichtsmaßnahmen gehalten. Doch war das so – bitte, vielleicht war das auch der Fehler der Partei an sich –, dass man uns gesagt hat, wir sollen nicht

---

29 Ebenda.

30 Statement von Jakob Zanger, [www.klahrgesellschaft.at/Referate/Zanger\\_1995.html](http://www.klahrgesellschaft.at/Referate/Zanger_1995.html).

zu lange mit den Soldaten gehen. Weil das war ja nicht so, dass wir sie angesprochen haben. An und für sich haben wir uns hergerichtet und sind genauso wie die Strichmädchen am Strich gegangen. Das heißt, wir sind dort hingegangen, wo wir gewusst haben, dass die Soldaten spazieren gehen und ‚aufreißen‘. Da haben wir uns natürlich dementsprechend hergerichtet und haben uns von den Soldaten ansprechen lassen, wie man das so macht. Wenn sie uns angesprochen haben, dann haben wir versucht, nicht mit ihnen, wie sie ja gedacht haben, schlafen zu gehen, sondern zuerst einmal zu sprechen. Vor allem war das für uns leichter. Die belgischen Genossinnen haben ja die Arbeit nicht gemacht, sondern nur die Österreicherinnen haben die Arbeit gemacht. Weil wir Deutsch sprechen konnten, die Soldaten haben ja weder Französisch noch Flämisch gesprochen und verstanden. Da wir Deutsch gesprochen haben, so war das der erste Anknüpfungspunkt, dass sie uns gefragt haben: ‚Ja, wieso sprechen Sie als Belgierin Deutsch?‘ Da haben wir gesagt, die Mutter war Deutsche, der Vater war Belgier, und zu Hause wurde auch Deutsch gesprochen, deswegen sprechen wir gut Deutsch. Dadurch war natürlich die Möglichkeit, sich mit dem Soldaten zu unterhalten, ohne mit ihm schlafen zu gehen, viel stärker als wenn sie, sagen wir, eine Belgierin wirklich angesprochen hätte,

die ja kein Wort Deutsch konnte. Wir haben das natürlich, man muss sagen, nach Gefühl gemacht, auch danach, wie der Soldat reagiert hat auf die Frage, dass wir Deutsch sprechen. Irgendwie hat man dann begonnen, über den Krieg und über die schlechte Ernährungslage zu sprechen. Das war der erste Anhaltspunkt, wenn man sagen konnte: ‚Ich habe kein Essen, wir



**Ester Tencer, 1947**

Foto: DÖW

müssen hungern, und wir haben gar nichts.‘ So ist man in das Gespräch hineingekommen, weiter zum Krieg, warum man kein Essen hat, warum in Belgien, wo wir früher so viel und alles gehabt haben, jetzt gar nichts da ist. Und je nachdem, wie der Soldat darauf reagiert hat, hat man dann gleich einmal gesagt: ‚Na, schlafen gehen tun wir nicht. Wir können uns nächstens wieder einmal treffen.‘ [...] Wenn er darauf eingestiegen ist, so hat man ihm das nächste Mal Material gebracht und hat dann versucht ihm zu sagen – dann war man schon ziemlich offen –, dass man gegen den Krieg ist und dass man gegen den Krieg arbeitet, und wenn er bereit ist, das Material mit in die Kaserne zu nehmen, wo wir ja nicht hineingehen können, ob er es dort verteilen kann und so weiter. So war die Verbindung. Es hat natürlich nicht sehr viele solche Gruppen gegeben.

[...]

Was wir nicht gewusst haben war, dass die Armee wirklich so stark ist und dass die Soldaten, weil sie eben so lang und so schnell gesiegt haben, so fest daran gehalten haben und mitgegangen sind mit dem ganzen Hitlerismus. Ich glaube, dass wir uns dessen nicht ganz bewusst waren, und dadurch haben wir geglaubt, dass wir einen Teil dazu beitragen, dass der Krieg rascher fertig ist. Diese Übersicht haben wir nicht gehabt, und die hat die Partei wahrscheinlich auch nicht gehabt. Sondern man hat einfach gesagt: ‚Was können wir machen? Was können wir in dieser Zeit machen?‘ Ein Teil hat natürlich die eigentliche Partisanenarbeit gemacht, also mit der Waffe in der Hand und Sabotage, wo die Möglichkeit war, und wir, die Mädchen, haben die Soldatenarbeit gemacht. Da haben wir gesagt, das sind auch Sabotagearbeiten. Wir versuchen, die Soldaten zu demoralisieren oder ihnen nachzuweisen, dass der Krieg sowieso verloren wird, und sie werden gar nichts davon haben.

[...]

Bevor ich hochgegangen bin, hatte ich schon eine gute Gruppe. Ich hatte fünf oder sechs Soldaten, zum Teil die, die in der Kommandantur gearbeitet haben. Ich habe natürlich immer weiter versucht ‚aufzureißen‘ und habe im Frühjahr 1943 zwei Soldaten kennen gelernt, von denen ich hundertprozentig überzeugt war, dass sie gut sind. Wir haben für den nächsten Tag vereinbart, dass ich ihnen Zeitungen und Flugblätter bringe, aber ich sollte in die Kaserne kommen. Sie würden drinnen das Material verteilen. Das war ja die Aufgabe, dass die Soldaten Material sowohl ins Feld hinein und nach Hause nehmen, wenn sie auf

Urlaub gehen, oder dass sie schauen, dass sie es dort illegal verteilen. Mir sind die beiden sehr gut erschienen. Ich blöde Gans gehe mit dem Material, obwohl wir das eigentlich verboten haben, dass man in die Kaserne hineingeht mit Material, in die Kaserne hinein, setze mich zum Tisch hin, und kaum sitzen wir, da ist die Deutsche Feldgendarmarie da und verhaftet mich mit dem gesamten Material.“<sup>31</sup>

## Deportation nach Auschwitz

Einen Monat vor ihrer eigenen Verhaftung musste Ester Tencer miterleben, wie ihre Angehörigen deportiert wurden. Als die Deportationen von Belgien in die Vernichtungslager einsetzten, hatte das Lokalkomitee Antwerpen der von der deutschen Besatzungsverwaltung geschaffenen „Judenvereinigung Belgiens“ am 14. April 1942 vier staatenlose Bewohnerinnen in der Lange Leemstraat 377 registriert: Schipra [= Sifra] Ginzburg, Estera [= Ester] Tencer, Chana [= Hanna] Tencer und Chaja Tenzer [= Tencer], zugewandert aus Wien 1938 bzw. 1939.<sup>32</sup>

Es gelang Ester Tencer, für ihre Mutter und die beiden Schwestern eine Bleibe zu finden, wo sie illegal wohnen konnten, sie selbst kam bei einer belgischen Familie unter. Sie hatte, wie sie im Interview betonte, „belgische Papiere“: „Ich habe gut Flämisch gesprochen damals, und ich war offiziell eine Flämin mit einer deutschen Mutter und mit einem flämischen Vater.“ Ende Februar 1943 wurde ihre Familie verraten, möglicherweise von der Vermieterin selbst. Sie konnten, während sie abgeführt wurden, noch eine an Ester Tencer adressierte Karte wegwerfen, auf der sie eine Nachricht hinterließen. Die Karte erreichte tatsächlich die Adressatin. Sie enthielt das letzte Lebenszeichen der drei: „Wir fahren in ein Lager, wir wissen nicht, wohin.“

Ester Tencer erfuhr nie, wohin ihre Angehörigen gebracht wurden. Einige Jahre nach ihrem Tod wurde im Zuge der Namentlichen Erfassung der

31 Siehe [www.doew.at/service/archiv/eg/tencer1.html](http://www.doew.at/service/archiv/eg/tencer1.html).

32 Kopie im DÖW-Akt 51707. Ester Tencer gab in den zitierten Interviews an, dass eine ihrer Schwestern an Typhus starb. In der Liste der „Judenvereinigung Belgiens“ fehlten von den Familienmitgliedern der in die USA ausgewanderte Nathan sowie Hella und Saly. Da Hella in den Niederlanden geheiratet hatte und damals bereits nach Italien übersiedelt war, kann es sich bei der Verstorbenen nur um Saly gehandelt haben.

österreichischen Holocaustopfer der letzte Weg ihrer Mutter bekannt: Am 19. April 1942 wurde Sifra Alte Kornmehl von Mechelen/Malines nach Auschwitz deportiert; ein Todesdatum ist nicht bekannt.<sup>33</sup>

Der Verhaftung Ester Tencers durch die Feldgendarmarie am 30. März 1943 folgten endlose Verhöre. Solange ihre tatsächliche Identität nicht festgestellt war, hielt man sie für eine englische Spionin. Auf der Kommandantur versuchte man, die Wohnadresse aus ihr herauszuprügeln. Zurückgebracht in ihre Zelle, zog sie sich aus und sah, dass ihr ganzer Körper voller blauer Flecken war. „Und da hab ich mir gedacht: Na, die können mich ein ganzes Jahr so schlagen, ich hab gar nichts gespürt, und ich werde auch nichts sagen.“<sup>34</sup>

Der übliche Trick, die Verhaftete durch eine Zellengenossin aushorchen zu lassen, funktionierte nicht, da die in der „Mädelarbeit“ Tätigen vor ihrem Einsatz darauf vorbereitet worden waren. Die zu ihr in die Zelle gesetzte Prostituierte meinte: „Sie schauen ja gar nicht wie ein Straßenmädel aus.“ Ester Tencer darauf: „Ich bin es aber trotzdem.“ Damit war das Gespräch beendet, am nächsten Tag war sie wieder allein. Fast sieben Monate lang saß sie in Einzelhaft.

„Zum Schluss hat es geheißen, die Verhandlung ist abgeschlossen, also haben sie mich nicht mehr geholt. Ich musste nur noch auf mein Urteil warten. Und ich habe gewartet und gewartet, und ich war mir ganz sicher, dass ich zum Tode verurteilt werde, nachdem ich ja nichts geleugnet habe, das war ja ein reiner Fall.

[...]

Ich habe auch gar nicht versucht zu leugnen, weil das wäre ja sinnlos gewesen. Ich habe nur gesagt: ‚Das habe ich gefunden, das habe ich genommen, weil ich gegen die Deutschen und den Krieg bin und das verteilen wollte.‘ Ganz einfach. Ich hatte ja nichts mehr zu verlieren gehabt, ich brauchte ja nichts mehr zu sagen. ‚Und meine Adresse gebe ich nicht an, ich habe immer woanders gewohnt, ich habe keine Adresse. Und es hat mir niemand die Zeitung gegeben, die habe ich gefunden, und ich habe sie gelesen, da ich Deutsch lesen kann, mein Vater war ja Deutscher und meine Mutter Belgierin. Also habe ich das

---

33 Eintrag Kornmehl Sifra Alte in der DÖW-Datenbank „Shoah-Opfer“ ([www.doew.at/ausstellung](http://www.doew.at/ausstellung)).

34 Zukunft ohne Angst, S. 10.

verteilt. Und ich bin als Belgierin gegen die Deutschen und gegen den Krieg.‘ Was hätten die machen sollen?

[...]

Aber wie ich das gewusst habe, dass ich mit dem Todesurteil rechnen muss, und wie man mich nicht mehr zum Verhör geholt hat, das waren schon schreckliche Tage. Da habe ich immer in der Nacht geträumt, dass ich zum Erschießen abgeholt werde. Das war schon sehr arg.“

Schließlich wurde Ester Tencer ins Durchgangslager Mechelen/Malines verbracht, von wo aus mehr als 25.000 Juden und Jüdinnen aus Belgien nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurden. Die deutschen Behörden hatten ihre wahre Identität herausgefunden. Ester Tencer erinnerte sich an die entsetzlichen Bedingungen, obwohl sie nur wenige Tage in Mechelen/Malines verbracht hatte:

„Man ist dort in so einer Art Baracke gelegen. Dort haben sich alle nebeneinander niedergelegt, Männer, Frauen, Kinder, jeder nebeneinander, halb angezogen und mit irgendwelchen Decken. Und am Abend ist die SS vorbeigegangen, ich glaube, es war die SS, weil das war ja schon der Transport nach Auschwitz, oder waren das Wachmannschaften? Die sind vorbeigegangen, und jeder musste von der Decke die Füße rausstrecken, ob sie sauber, also gewaschen sind. Dieser Widersinn zwischen dem, dass sie gewusst haben, dass sie die Menschen ins Vernichtungslager schicken, und dass sie geschaut haben, dass die Menschen saubere Füße haben! Und wehe, wenn einem Bewacher eingefallen ist, ein Häftling hat keine, da hat man ihn rausgeschleift und weiß ich was gemacht. Ich war nur drei Tage dort, bis der Transport dann abgegangen ist. Malines war, glaube ich, das erste Demoralisierungs- und Schreckenslager, das ich kennen gelernt habe. Das war es wahrscheinlich auch für alle anderen, dass es schon den Vorgeschmack des KZ gebildet hat. Ich habe überhaupt keine Vorstellung über Konzentrationslager gehabt, im Gegenteil. Ich kann mich erinnern, als ich im Gefängnis gesessen bin und eine Kameradin hereingekommen ist, die dann erzählt hat, dass es so Autos gibt, wo Gas hineingeleitet wird und die Leute umgebracht werden, habe ich zu ihr damals gesagt, daran kann ich mich erinnern: ‚Geh, glaub doch nicht jede englische Propaganda.‘“<sup>35</sup>

---

35 Ebenda.

Ester Tencer wurde am 5. November 1943 mit dem 23. Transport nach Auschwitz gebracht. Ihr Eintrag auf der Transportliste lautete: „369. Tencer Esther, 1.4.09 Preclaw<sup>36</sup> [händisch ausgebessert auf Ryglice], stl. [staatenlos], Buchhalterin“.<sup>37</sup> Das heißt, sie war zwar als Politische verhaftet worden – und sie verstand sich bis an ihr Lebensende als politische Widerstandskämpferin –, war aber von den NS-Behörden, sobald sie als „Jüdin“ enttarnt worden war, nach Mechelen/Malines verbracht worden. Im selben Transport befanden sich fünf weitere Deportierte, die ebenfalls im politischen Untergrund tätig gewesen waren, aber aufgrund ihrer Klassifizierung als „jüdisch“ wie jüdische Deportierte behandelt wurden: Marianne Bradt aus Berlin, Herta Ligeti<sup>38</sup>, Lotte Sonntag(-Brainin) sowie das Paar Hanns Mayer und Regina Berger aus Wien. Hanns Mayer, besser bekannt unter dem Namen Jean Améry, schilderte seine Erlebnisse als – von den Nationalsozialisten zum Juden „gemachter“ – Flüchtling in Antwerpen, als Gefangener der Gestapo in Breendonk und als KZ-Häftling in Auschwitz in seiner berühmten Studie „Jenseits von Schuld und Sühne“.<sup>39</sup>

Ester Tencer wurde als Angehörige des politischen Widerstands in Belgien verhaftet und als Jüdin nach Auschwitz deportiert. Ihre doppelte Identität bereitete ihr in den ersten Jahren nach 1945 keinerlei Probleme, wie etwa aus der Diktion eines Rede-Manuskripts aus dem Jahre 1958 oder 1959 deutlich wird, in dem sie sich gleich eingangs mit „Ich bin Jüdin“ vorstellt, dann aber keinen Unterschied mehr zwischen jüdischen und nichtjüdischen Verfolgten macht, oder beispielsweise schildert, wie sie wenige Tage nach ihrer Ankunft in Auschwitz – wie alle jüdischen Neuankömmlinge – der „Selektion“ unterworfen wurde und gleich anschließend die Solidarität der politischen Kameradinnen hervorhebt.<sup>40</sup>

Erst in ihren letzten Lebensjahren legte sie besonderen Wert darauf, nicht als „rassisch Verfolgte“, sondern als „politisch Verfolgte“ zu gelten. 1987 betonte sie im Interview mit Nancy Ann Coyne, dass sie nicht religiös

36 Gemeint ist Przeclaw an der Wisłoka, ein Dorf 50 km nordöstlich von Tarnów, in dem Esters Schwester Chaja geboren wurde.

37 Kopie im DÖW-Akt 51707.

38 Siehe Ligeti, Die Sterne verlöschen nicht.

39 Jean Améry, Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, München 1966, S. 131–159.

40 Erlebnisbericht einer Wiener Jüdin über Verfolgung, Widerstand in Belgien und KZ Auschwitz, 1938–1945, v. Ester Tencer, DÖW-Akt Nr. 1097, S. 6.

sei und die jüdischen Feiertage nicht einhalte und nur aus Pietät ihrer Familie gegenüber Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde geblieben sei. Nur dank ihres belgischen Passes habe sie im Krätzblock in Auschwitz eine Funktion erhalten – als Jüdin wäre sie „nie Schreiberin geworden“.<sup>41</sup> In dem 1989 aufgezeichneten Gespräch mit jungen Gewerkschaftsmitgliedern bestand sie darauf, als „politischer Häftling“ in Auschwitz gewesen zu sein: „Ich bin ins Lager gekommen [...] Als politischer Häftling [...]“.<sup>42</sup> Sie wollte auch die Tatsache, dass sich außer ihr weitere WiderstandskämpferInnen in dem Transport von Mechelen/Malines nach Auschwitz befanden, als Beweis dafür sehen, dass in dem Zug nicht nur „rassisch Verfolgte“ transportiert wurden.

So wichtig und nützlich die Unterscheidung zwischen der großen Gruppe der wegen ihrer „rassischen“ Zuordnung durch die Nationalsozialisten Verfolgten und den übrigen Verfolgtengruppen – unter ihnen Angehörige des politischen Widerstandes – ist, so zeigt der Fall Ester Tencer, dass die historische Realität komplex ist und zahlreiche Verfolgte des NS-Regimes nicht ausschließlich einer Verfolgtengruppe zugerechnet werden können.

Obwohl sie im Widerstand tätig gewesen war, hatte Ester Tencer keine Vorstellung, was sie in Auschwitz erwartete. Sie hatte die Ruhr, überlebte aber im Stammlager aufgrund der Solidarität anderer österreichischer Häftlinge, die sie auch in Interviews betonte:

„Ich glaube, was man am meisten hervorheben muss, ist diese große Solidarität im Lager. Das war natürlich nicht allgemein, das konnte man ja nicht machen, das war konspirativ. Aber unter den Kameraden bestand wirklich ein derartiger Zusammenhalt, eine derartige Solidarität, dass man mit jedem alles geteilt hat und man auch den moralischen Rückhalt gehabt hat.

[...]

Ich habe die meisten Kameraden nicht gekannt, aber ich konnte zum Beispiel immer anderes Essen bekommen. Das Lageressen hat hauptsächlich aus Steckrüben bestanden, und die haben einen sehr eigen-

41 DÖW-Sammlung „Erzählte Geschichte“ Nr. 232/2, S. 40.

42 Zukunft ohne Angst, S. 10.

tümlichen Geruch. Ich war sehr geschwächt, wie ich vom Gefängnis gekommen bin, und dieser Geruch hat mich zum Brechen gereizt. Ich habe die ganze Zeit, die ich im Lager war, anderes Essen bekommen, und zwar von Kameraden, die bei der SS im Revier gearbeitet haben. Wahrscheinlich wäre ich sonst zugrunde gegangen, ich hätte die Rüben nicht essen können. Auch in die guten Kommandos, in denen ich war, bin ich auf Grund dieser Verbindungen gekommen.“<sup>43</sup>

## Nach der Befreiung

Ester Tencer machte im Jänner 1945 den Evakuierungsmarsch nach Ravensbrück mit, bei dem die Häftlinge, bis sie auf Lastwagen verfrachtet wurden, zu Fuß in Holzpantoffeln von Auschwitz nach Westen getrieben wurden. Im April 1945 war sie unter jenen 7.500 Häftlingen, die vom Roten Kreuz aus Ravensbrück in die Schweiz und nach Schweden gebracht werden konnten. Ihre Auffangstation befand sich in Malmö, von wo aus sie am 12. Juli 1945 schwerkrank nach Belgien zurückkehrte. Sie wurde Mitglied der belgischen Vereinigung politischer Gefangener, fuhr zwischen- durch nach Warschau, um als Zeugin im Prozess gegen den Lagerkommandanten von Auschwitz, Rudolf Höß, vor dem Obersten Volkstribunal auszusagen, kehrte aber im April 1947 nach Österreich zurück. Als Staatenlose wurde sie zunächst nur als „Gast“ im Verband politischer Häftlinge – einem der Teilverbände des damals noch einheitlichen, überparteilichen KZ-Verbands – aufgenommen. Erst mit der Verleihung der österreichischen Staatsbürgerschaft am 16. Mai 1947 wurde sie Vollmitglied.

Bis 1970 arbeitete sie als Buchhalterin, zunächst in der USIA (der Verwaltung des sowjetischen Eigentums in Österreich), später in der Sozialversicherung. Als Pensionistin wurde sie ehrenamtliche Mitarbeiterin des DÖW.

Ester Tencer starb am 26. September 1990. Sie wurde nach jüdischem Ritus auf dem Neuen Israelitischen Friedhof des Wiener Zentralfriedhofs beigesetzt. Wolfgang Neugebauer, damals wissenschaftlicher Leiter des DÖW, wies in seiner Ansprache darauf hin, dass das DÖW „für sie zur Heimat wurde. Wie viele andere WiderstandskämpferInnen und Verfolgte

---

43 Siehe [www.doew.at/service/archiv/eg/tencer1.html](http://www.doew.at/service/archiv/eg/tencer1.html).

leistete sie – uneigennützig – wertvolle Arbeit, vor allem für das Archiv, wo viele Aktenumschläge ihre Handschrift tragen. Ohne diesen selbstlosen Einsatz wäre der Aufbau des Dokumentationsarchivs nicht möglich gewesen.“<sup>44</sup>



**Ester Tencer (mit Tafel) an der Spitze einer Delegation von ÖsterreicherInnen, die in Belgien im Widerstand aktiv waren.**

Foto: DÖW

---

44 DÖW-Akt Nr. 51707.